

Anekdoten

EINES

BEIFAHRERS

DANIEL
DAKUNA



100

BUCHVERLAG

Schön, **DASS DU DA BIST**

Willkommen zur Leseprobe von
Anekdoten eines Beifahrers

Auf den folgenden Seiten erhaltet ihr einen kleinen Einblick in mein Buch. Es werden keine Schlüsselmomente vorweggenommen und die Probe beinhaltet weder die (meiner Meinung nach) lustigsten, traurigsten oder auch emotionalsten Stellen des Buches.

Die farbigen 'Dakuna' Logos sind im regulären Buch nicht enthalten. Sie signalisieren in dieser Leseprobe lediglich, dass hier ein Textteil ausgeschnitten wurde.

Falls ihr euch bezüglich des Buch-Stils oder des Inhaltes unsicher seid, schreibt mir gerne auf Facebook/Instagram/WhatsApp oder per E-Mail. Ich beantworte euch gerne sämtliche Fragen zu meinem kleinen "Baby". Ganz viel Spaß mit der Leseprobe und vielleicht auch bald mit dem kompletten Buch.

Daniel Dakuna

Anekdoten EINES BEIFAHRERS

DANIEL
DAKUNA

Stell dir vor, eine winzige Entscheidung
könnte eine ganze Reise verändern.
Stell dir vor, sie könnte ein ganzes Leben verändern.

Und nun stell dir vor, dass alles mit einer ganz
einfachen Frage beginnen könnte:
„Hallo Fremder. Wohin geht die Reise?“

L100
BUCHVERLAG

DAS HIER UND JETZT

Beginn der Show

Sulzbach, 5. November 2019 – 19:03 Uhr

Ich schließe langsam die Augen und spüre, wie mein Herz immer lauter pocht. „Hoffentlich werden die Leute Spaß haben“, sage ich zu mir selbst, „hoffentlich wird ihnen unsere gemeinsame Reise gefallen.“ Noch trennt mich ein königsroter Vorhang von dem heutigen Publikum. Ich höre, wie gelegentlich Stühle verschoben werden und kann vereinzelt Gesprächsfetzen verstehen. Im hinteren Teil des Raumes klirrt eine umgefallene Glasflasche, während weiter vorne irgendwo zwei Weingläser aneinandergestoßen werden. Sie alle sind wegen meiner achten Show nach Sulzbach gekommen. In wenigen Augenblicken werde ich ihnen von Namensvettern aus Botswana, David Guettas aus Norwegen, Tulpenhändlern aus Österreich und Lachsfischern aus Lettland erzählen. Von Schmerz, Liebe und von Menschlichkeit. Kann man zwei Jahre seines Lebens in drei Stunden zusammenfassen? Zwei Jahre, in denen jeder Tag so unbeschreiblich anders war. Ich werde es versuchen, um so den Geschichten meiner Reise die Bühne zu gewähren, die sie meiner Meinung nach verdienen. Dennoch bedeutet dies, dass ich heute Abend nicht auf alle Ereignisse, Personen und Zusammenhänge eingehen kann. Ich besinne mich erneut auf den Moment und höre, wie in einer der vorderen Reihen eine Flasche mit einem lauten Zischen geöffnet wird, während irgendwo weiter hinten jemand herzlich lacht.

Obwohl ich stets dieselben Geschichten erzähle, bin ich vor jeder meiner Shows aufgeregt. Ich weiß nicht, was mich heute Abend erwartet und wer in dieser Veranstaltung vor mir sitzen wird. Werden meine Anekdoten manche Zuschauer inspirieren und motivieren? Dazu aufzubrechen, dazu hierzubleiben oder auch zu etwas völlig anderem? Werden einige von ihnen heute Abend mit dem Gefühl der Wertschätzung einschlafen und morgen früh voller Dankbarkeit aufwachen können? Und werden sich einzelne von ihnen an einen lang

vergessenen Traum erinnern? Den Traum davon, einen Traum zu haben und nach ihm zu greifen? Werden sie lachen und laut applaudieren? Oder werden einige von ihnen sogar gelangweilt die Veranstaltung verlassen?

Am heutigen Abend stellt sich mir auch eine weitere Frage: Die letzten Jahre. Meine Reise. Heute genau hier zu stehen – hatte das alles einen Sinn? Ich nehme einen tiefen Atemzug und spüre ein dumpfes Kribbeln in meinen Fingerkuppen.

Das kratzende Geräusch der unzureichend geölten Rollen auf ihrem Schienensystem bringt mich wieder zurück in das *Hier und Jetzt*. Während sich der Vorhang langsam auseinanderzieht, öffne ich meine Augen und blicke kurz darauf in viele gespannte Gesichter. Das leise Murmeln weicht der absoluten Stille. Und so beginnt meine Reise von neuem.

„Man sagt, jeder Mensch ist auf der Suche nach etwas. Auf der Suche nach Reichtum, auf der Suche nach Glück – und allmählich auch wieder auf der Suche nach passenden Weihnachtsgeschenken. Vielleicht sogar auf der Suche nach dem Sinn des Lebens. Auch ich war auf der Suche. Ich war zwei Jahre lang auf der Suche nach ... Nun ja, nach was eigentlich? Ich glaube, ein Teil von mir war auf der Suche nach dem Abenteuer, dem gewissen Kick und dem Unbekannten. Womöglich war ich auch auf der Suche nach dem unbestimmten Etwas, das ich in Deutschland nie finden konnte. Vielleicht war auch ein Teil von mir ganz klassisch auf der Suche nach der Liebe. Eines kann ich jedoch ohne Zweifel sagen: Ich war zwei Jahre lang auf der Suche nach Orten, an denen Autos sicher anhalten konnten. Ich war auf der Suche nach Orten zum Trampen. Und sobald ich einen dieser Orte gefunden hatte, hievte ich den Rucksack von meinen Schultern, drehte mich in Richtung der vorbeifahrenden Autos, streckte meinen Daumen nach oben, lächelte – lächeln ist ganz wichtig – und wartete. Mal 20 Sekunden, mal 20 Stunden. Ich wartete darauf, dass irgendjemand anhielt. Sobald dies passierte, joggte ich zum stehenden Fahrzeug und redete mit dem Fahrer. Entweder durch eine geöffnete Beifahrertür oder durch ein heruntergelassenes Fenster, je nachdem, wie sicher sich der Fahrer gefühlt hat. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung davon, wer diese Person war und welche Geschichten mich wohl auf diesem Beifahrersitz erwarten würden.“ Ich mache

eine kurze Pause, um Luft zu holen und so langsam meinen Puls zu senken.

„Würdest du einsteigen?“

In ungefähr drei Stunden werde ich hoffentlich im Applaus einer begeisterten Menge baden. Ich werde hoffentlich erneut meine Augen schließen, meinen Oberkörper in Richtung der applaudierenden Menschen beugen und für einen kurzen Moment die Folgen des heutigen Morgens vergessen. Für einen kurzen Moment werde ich versuchen, erneut im *Hier und Jetzt* anzukommen.

Das Leben im Hier und Jetzt war eine Philosophie, von der meine Freundin Beatrice oft gepredigt hatte. Wir teilten diese Ansicht bis zu dem heutigen Morgen. Wir teilten sie, bis aus dem *Wir* zwei einzelne Wörter wurden. Warum *sie* und *ich* uns einige Stunden vor meiner Show getrennt hatten? Aus demselben Grund, aus dem die meisten meiner Beziehungen gescheitert sind: dem Leben.



netseite Couchsurfing* organisiert.“ Ich zeige Bilder von meinen luxuriösesten und schlichtesten Unterkünften. Ein Hotelzimmer in Jordanien, ein Jacuzzi auf einer Dachterrasse in Neuseeland, ein estnischer** Kindergarten, eine Meditationshalle und eine zerfallene Wellblechhütte in den Bergen Georgiens. „Es ist genau diese Diversität, die ich beim Couchsurfen so zu schätzen gelernt habe. Durch das Zusammenleben mit Einheimischen erhält man am Ende eine recht gute Idee davon, wie Menschen in einem bestimmten Land tatsächlich leben.“ Kurz darauf leite ich mit Bosnien und Herzegowina zum nächsten Land meiner Show über. In diesem Land hatte sich für mich vieles verändert.

Bosnien und Herzegowina, Juni 2017

„Ich hasse Trampler“, war der erste Satz, den der kahrlasierte Bosnier mir entgegenwarf, nachdem ich auf seinem Beifahrersitz Platz genommen hatte, „aber ich liebe Tattoos und ich wollte mir deine unbedingt mal aus der Nähe anschauen.“ Würde ich sagen, dass meine Tattoos beim Trampeln generell von Vorteil gewesen wären, wäre dies eine klare Lüge. Auf meinem linken Arm befindet sich eine Mischung aus schwarz gestochenen Natur-Motiven und einem Porträt von Robin Williams. Ein bemerkenswerter Mensch, der es sich trotz seiner Krankheit zum Ziel gesetzt hatte, Fremde zum Lachen zu bringen. Mein rechter Arm ist im Gegensatz hierzu übersät von bunten, eher lustigen Motiven.

* *Couchsurfing ist eine Onlineplattform, auf der Menschen Fremden kostenlos eine Schlafmöglichkeit zur Verfügung stellen. „Jeder hat zu Hause eine Couch, die nachts nicht genutzt wird“. Das war damals der Grundgedanke hinter dem inzwischen weltweit verbreiteten Netzwerk der Gastfreundschaft. Mittlerweile konzentriert sich die Firma hinter Couchsurfing leider zunehmend auf das Finden des gewinnbringendsten Zahlungsmodells.*

** *Hierbei handelt es sich um das Adjektiv zu Estland. Ich versuche gelegentlich „Wer wird Millionär?“-Wissen zu vermitteln und wer weiß, vielleicht wird ja einer meiner Leser irgendwann entgegen aller Wahrscheinlichkeiten die Insel Venefortuna finden und dort mit Hilfe meiner Erzählungen sämtliche Fragen beantworten können.*

Ein rauchendes, hemdtragendes Faultier, ein auf einer Rakete reitender Dinosaurier und mein Lieblings-Pokemon in einem Batman-Bösewicht-Kostüm. Das Tattoo, nach dem ich am häufigsten gefragt wurde, ist eine kleine Socke auf dem Knöchel meines linken Zeigefingers. „Gibt es irgendetwas, das du schon immer mal tätowieren wolltest?“, fragte ich damals Marc, den Tätowierer meines Vertrauens. „Eine Socke“, antwortete er lachend und war überzeugt davon, dass ich sein Angebot wie alle anderen Kunden zuvor dankend ablehnen würde.

Nachdem der Tattoo-Liebhaber sich meine Arme aus der Nähe angeschaut hatte, erzählte er mir von seinem Leben in Bosnien und Herzegowina: „Hier zu leben ist nicht einfach, da die Löhne extrem niedrig sind. Aber wenn wir alle in wohlhabende Länder wie beispielsweise Deutschland geflüchtet wären, würde sich hier in Bosnien und Herzegowina nie etwas verbessern“, sagte er nachdenklich. Sein Name war Cemo. Bevor er mich in Sarajevo absetzte, lud er mich zu einem gemeinsamen Kaffee auf ein Aussichtsplateau ein. Ich sah auf eine von grünen Hügeln umstellte Metropole – und staunte. Es war wunderschön. Beim Aussteigen konnte ich erkennen, wie gravierend Cemos Skiverletzungen, von denen er mir während unserer gemeinsamen Fahrt erzählt hatte, tatsächlich waren. Er humpelte an meiner Seite zu einem der kleinen Plastiktische und wir genossen die Szenerie bei einem heißen Getränk. „Ich erinnere mich noch ganz genau an diesen einen Moment in meiner Kindheit“, erzählte Cemo, als wir uns am folgenden Tag erneut in der Stadt trafen und gemeinsam zu Mittag aßen. „Ich war neun Jahre alt und der Krieg war gerade ausgebrochen. In unserem Kinderzimmer wurde mein zwölfjähriger Bruder vor meinen Augen von einem Scharfschützen erschossen.“ Ich rang vergeblich nach Luft und sah in Cemos ausdruckslose Augen. Ich sah in die Augen meines neuen Freundes und konnte weder Wut noch Hass erkennen. „Weißt du“, sagte Cemo mit ruhiger Stimme, „wenn ich an damals zurückdenke, sehe ich meinen Bruder noch genau vor mir stehen. Wie er mich ansah, kurz bevor eine Patronenkugel ihn durch unser Zimmerfenster am Kopf traf.“ Ich schob zitternd und appetitlos meinen Teller mit einer halbaufgegessenen Teigtasche in die Mitte unseres Tisches. „Krieg ist nicht nur sinnlos, er ist auch nicht fair. Viel zu viele von uns haben damals

Menschen verloren. Aber wir haben gelernt, damit zu leben. Wir haben gelernt, weiterzumachen,“ erklärte der Bosnier, während ich nach Worten suchte und schob eine kurze Frage nach: „Isst du den letzten Bissen deiner Teigtasche noch? Sonst würde ich ihn nehmen.“

Cemo erzählte mir auch von einer Bobbahn, die früher für die olympischen Winterspiele genutzt wurde. Die ehemalige Wintersportanlage wurde in der Nachkriegszeit mit diversen Graffiti verziert. Einige Tage nach dem Treffen mit Cemo folgte ich seiner Empfehlung und wanderte die Bahn hinab. Ich passierte neben Warnschildern vor nie gefundenen Landminen auch eine von der Zeit zerfressene Siegertreppe. Früher wurden dort bei den Olympischen Winterspielen Medaillen verliehen. Während des Krieges wurden genau auf dieser Treppe Menschen exekutiert.

Das Treffen mit Cemo machte mir nicht nur schonungslos bewusst, wie grausam die Jugoslawienkriege waren, sondern vor allem, wie wenig ich über sie wusste. Und das, obwohl ich zu dieser Zeit bereits am Leben war. Es war ein Gefühl, das ich noch nie zuvor in meinem Leben hatte. Und es schlug schnell in ein mir bekanntes um: Wut. Ich konnte jedoch nicht genau sagen, ob ich wütend auf den Krieg oder stattdessen wütend auf mich selbst war. Warum gab ich mich damals mit dem Wissen zufrieden, dass Jugoslawien früher einmal ein gutes Fußballnationalteam hatte und dann irgendwann in verschiedene Länder aufgeteilt wurde? Warum kam ich nie auf die Idee, mehr über die Kriege zu erfahren, die 1991 begannen und bis 2001 andauerten? Warum hatte es mich nicht interessiert?

Cemo setzte mich nach unserem gemeinsamen Mittagessen bei einem meiner merkwürdigsten Couchsurfing-Gastgebern ab. „Darf ich eine Dusche nehmen?“, fragte ich. „Nur wenn du sie anschließend wieder zurückbringst.“ Olja, mein Gastgeber in Sarajevo, hatte einen sehr speziellen Humor. Außerdem hatte er nach eigener Aussage ein „Zwei-Sekunden-Kurzzeitgedächtnis“, was möglicherweise seinem zu hohen Tulpenkonsum geschuldet war. Daher wunderte es mich eher wenig, dass Olja auf die meisten meiner Fragen mit einem tiefen Zug und einem „Ich erinnere mich nicht“ antwortete. Als ich am

Morgen meiner Abreise seine Wendeltreppe herunterwankte, begrüßte er mich von der Ecke seines bordeauxroten Sofas und zog genüsslich an einer langen Tulpe. „Ich habe keine Ahnung, was es ist, aber irgendetwas scheinst du in deinem Leben richtig gemacht zu haben“, sagte er. Kurz darauf fiel mein Blick auf einen langhaarigen Mann, der extrem verkatert wirkte. „Verdammt, bin ich verkatert“, bestätigte er im selben Moment und nippte an einem frischen Bier. „Hey, ich bin Oha. Ich fahre nach Mostar und kann dich mitnehmen.“ Die beiden teilten sich eine Vorliebe für sinnesverändernde Substanzen. Ich hingegen konsumierte wesentlich weniger Tulpen, als Menschen es auf Grund meines Äußeren vermutet hätten und hatte zum damaligen Zeitpunkt noch nie chemische Drogen genommen. Dies sollte sich jedoch genau wie Ohas körperliche Verfassung in nicht allzu ferner Zukunft ändern. „Uff, nun geht’s mir besser“, sagte er und stellte die leere Bierflasche auf dem hölzernen Küchentresen ab. Mein Angebot, ihm einen meiner Pfirsiche zu geben, lehnte Oha dankend ab. „Ich habe den Tag ungesund begonnen und will daran auch nichts ändern. Hier, nimm dir auch ein Bier. Zivio!“ Meine Bedenken bezüglich unserer gemeinsamen Autofahrt konnte er geschickt beseitigen. „Ich bin angetrunken ein besserer Fahrer. Wenn ich nüchtern bin, rase ich wie ein Verrückter. Bin ich angetrunken, fahre ich schön vorsichtig.“ „Zivio“, antwortete ich und lernte, dass Alkohol nicht nur beim Trauen, sondern auch beim Vertrauen helfen kann.

Oha war ein großgebauter Mann, dessen dunkler *Hulk Hogan*-Bart ihn wie einen Rockstar wirken ließ. Ich trug der Einfachheit halber meist einen schwarzen Vollbart, durch den ich je nach Sichtweise entweder wie ein Obdachloser, ein israelischer Hipster oder ein Tramper wirkte. Während wir gemeinsam in seinem Auto saßen, erzählte auch Oha mir von seiner Kindheit. „Ich wuchs im Heim auf und war vierzehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Waisenkinder waren die perfekten Soldaten“, erklärte Oha, „Kinder machen generell, was man ihnen sagt – und falls sie sterben sollten, werden sie von keinem vermisst.“ Es waren Worte, die wehtaten und mich mit einer schonungslosen Realität konfrontierten: seiner Realität. „Ich zog mit 14 Jahren in den Krieg und habe

sieben Menschen getötet. Ich kann mich noch an jeden einzelnen von ihnen erinnern.“ Man konnte an seiner zögerlichen Wortwahl erkennen, dass ihm das Reden über die damaligen Ereignisse viel abverlangte. Ich sah in Ohas Augen und blickte in dieselbe Ausdruckslosigkeit wie zuvor bei Cemo. Ich versuchte, meine Tränen zu verbergen, als Oha damit begann, von dem Wendepunkt seines Lebens zu erzählen: „Ich fiel in ein tiefes Loch, wurde aber gerettet“, sagte er, „Musik hat mir das Leben gerettet.“ Oha gründete nach dem Krieg eine Band mit dem Namen *Dubioza Kolektiv*, die in den Folgejahren zu einer der bekanntesten Musikgruppen des Balkans wurde. Er verdiente gutes Geld, fand eine Frau, die er nach wie vor liebte und lud mich in seine für dortige Verhältnisse luxuriöse Wohnung ein. Oha war ein Rockstar. Er schenkte mir über den Abend verteilt viel zu oft von seinem selbstgebrannten Schnaps ein, umarmte seine Kinder, bevor er sie ins Bett schickte und schaute mit mir gemeinsam auf seiner Veranda sitzend in Richtung ihrer Apfelbäume. „Ich hatte Glück“, sagte er, „großes Glück.“ Mittlerweile füllte seine ehemalige Band ohne ihn diverse Konzerthallen Europas. Trotzdem hatte die Musik Oha nie verlassen. Er gründete eine Musikschule in Mostar, um dort Menschen kostenfrei die Möglichkeit zu geben, ein Instrument zu lernen und miteinander zu musizieren. „Musik hat mir das Leben gerettet, nun will ich auch anderen genau diese Möglichkeit geben“, erklärte er bescheiden. Er war einer der Menschen, die mich auf meiner Reise tief inspiriert haben. Ohas Geschichte verdeutlichte mir nicht nur, dass man jeden noch so schweren Schicksalsschlag verarbeiten konnte, sondern zeigte mir auch noch etwas anderes. Ich erkannte, wie glücklich es Oha machte, anderen in seiner Musikschule zu helfen. Er war einer der Menschen, die nach und nach meine Definition von Glück formten und mir eine immer konkreter werdende Idee von meiner eigenen Zukunft gaben. Das letzte Glas leerte ich alleine und richtete meinen Blick in Richtung des mit Sternen gefüllten Firmaments. Ich dachte an meine eigene Zukunft und meine Reise, die gerade erst begonnen hatte. Ich dachte daran, wie schlecht sich mein Kopf beim Trampen wenige Stunden später wohl anfühlen würde und ich dachte an Alice, der ich wenige Tage später zu ihrem zwanzigsten Geburtstag gratulieren musste.

Egal, wie sehr ich mir wünschte, an diesem Abend mit dem Gedanken an Alice einzuschlafen, waren es aber Oha und Cemo, über die ich bis tief in die Nacht nachdachte. Wie konnten sie über ihre Kindheit reden, ohne dabei nicht jedes Mal in Tränen auszubrechen? Wie konnten sie mit einer derart grausamen Vergangenheit abschließen und weiter nach vorne blicken? Am Ende einer langen Nacht fand ich eine mögliche Antwort: Sie konnten es, weil sie es können mussten. Und jemand wie ich, der noch nie einen Krieg durchleben musste, wird dies niemals verstehen können. Ich schob das leere Glas auf die graue Fensterbank, schaute auf die schwarzen Silhouetten von Ohas Apfelbäumen und wünschte mir, dass ich es niemals in meinem Leben verstehen werde.



Ich war mir nicht sicher, ob es die kontinuierliche Sonneneinstrahlung oder doch eher meine Dehydratation waren, die die vorbeikriechende Schildkröte mit mir reden ließ. Was ich jedoch wusste, war, dass sie Recht hatte. Ich zwang mich zurück auf meine Beine und marschierte in Richtung der nächsten Wasserquelle. Es war an der Zeit, mich an längere Fußwege zu gewöhnen, denn Griechenland und Italien verbanden zwei Dinge: eine direkte Fährnroute und eine grundsätzlich negative Einstellung Trampeln gegenüber.

Mehrere lange Wartezeiten später hievte ich meinen Rucksack aus dem Kofferraum eines alten Hyundai und stand im Schatten der beeindruckenden Meteora-Klöster. Zumindest sprichwörtlich, da die Sonne bereits längst auf der anderen Seite unserer Erde verschwunden war, als mich meine vierte griechische Mitfahrgelegenheit in Kalambaka absetzte. Stattdessen blickte ich auf eine horizontale Aneinanderreihung tiefschwarzer Felssilhouetten und malte mir während meiner Suche nach einem geeigneten Schlafplatz die Imposanz eben dieser bei Tageslicht aus. Mit meiner fest umschlungenen Taschenlampe fand ich nach einer schweißtreibenden Wanderung durch einen dichten Wald eine freie Fläche inmitten der Felsformationen. An dieser Stelle konnte ich gegen Mitternacht mein Zelt aufschlagen. Ich beendete den Abend mit meinem Campingritual, kletterte auf einen der umliegenden Felsen und drehte zufrieden meine letzte Zigarette des Tages. Während das Tabakpäckchen, das ich wenige Tage zuvor über die albanische Grenze geschmuggelt hatte, immer leerer wurde, blickte ich in ein dunkelblaues Meer voller Sterne. Es waren diese Momente der absoluten Stille, in denen ich mich als winzigen Teil eines riesigen Universums fühlte. Aus weiter Ferne lauschte ich dem Jaulen und Bellen eines griechischen Hundes. Wie bei einem Kanon schlossen sich nach und nach immer mehr Hunde an und sangen miteinander um die Wette. Es waren diese Momente der relativen Stille, in denen ich mich als winziger Teil eines riesigen Universums fühlte. Es sang mir ein Gute-Nacht-Lied.

Meteora bei Tageslicht übertraf meine kühnsten Vorstellungen. Riesige Sandsteinfelsen ragten teils wie einzelne Finger, teils wie ganze Fäuste aus dem Boden hervor und bildeten surreal wirkende Formationen. Insgesamt wurden

im 14. Jahrhundert vierundzwanzig einzelne Klöster auf den Spitzen dieser Felsen gebaut und prägten somit den Namen dieses Weltkulturerbes. Meteora bedeutet übersetzt *In die Höhe heben* – und genau dies machte ich im Schatten der sich langsam erhebenden Sonne mit meinem Rucksack. Meine für Männer eher schmalen Schultern spürten mit jedem Schritt das Gewicht der Trage-riemen meines, mit fast 30 Kilogramm, viel zu schweren Reisebegleiters. Sie spürten das Gewicht meines Lebens. Es war der Preis, den ich dafür zahlte, einerseits unnötige Dinge wie eine mobile Musikbox mitzunehmen und andererseits die notwendige Ausrüstung stets zum kleinstmöglichen Preis zu erwerben. Für Menschen, die mich während meiner Reise hierauf ansprachen, hatte ich immer die gleiche Antwort: „Mit leichtem Gepäck kann jeder reisen. Ich suche die Herausforderung.“ Ich bin mir sicher, dass die Ironie dieser Aussage meist nicht erkannt wurde.

Während der Aufstieg bei 38 °C meinem Körper alles abverlangte, wunderte ich mich über die geringe Anzahl an Menschen, die ich während meiner Wanderung traf. Die wenigen, die mir auf dem steinigem Trampelpfad entgegenkamen, begrüßten mich mit dem klassischen „Es ist nicht mehr weit.“ Ein Phänomen, mit dem ich auf den meisten meiner Wanderungen konfrontiert wurde. Ich schätze, jeder Wanderer würde mir darin zustimmen, dass es sich hierbei fast immer um eine Wohlfühlüge handelt. Als ich schließlich am ersten Kloster ankam, bemerkte ich nicht nur, dass mich die anderen Wanderer tatsächlich angelogen hatten, sondern erkannte auch, wo sich all die Touristen versteckten. Es gab eine modern ausgebaute Gebirgsstraße, mit deren Hilfe jedes der sechs noch begehbaren Klöster auch ohne körperlichen Aufwand bequem erreicht werden konnte. So stapfte ich als einziger Fußgänger entlang der ebenen, dicht befahrenen Asphaltstraße und wurde abwechselnd von rasenden Reisebussen und vorsichtig fahrenden Mietautos überholt. Ich war mir nicht sicher, ob durch die gelegentlichen Hupsignale meine physische Leistung gewürdigt werden sollte, oder ob ich sie als Ausdruck von Aggression zu verstehen hatte.

Die einzelnen Parkplätze vor den Klöstern wurden von Unmengen an huttragenden und mit Kameras behangenen Menschen belagert. Ich will mich an

dieser Stelle nicht über Touristen beschweren, denn gewissermaßen war ich selbst einer. Es würde sich ja auch niemand von uns in einem Wartezimmer beim Arzt darüber beschweren, dass er so lange warten müsse, weil zu viele Patienten den Arzt aufgesucht haben.

Letztendlich verhält es sich mit Touristen wie mit allen anderen Menschen auch. Man sollte nicht generalisieren und sie in dieselbe Schublade stecken. Viele von ihnen verhalten sich schrecklich, wollen einzig ein möglichst perfektes Foto machen und werfen ihren Plastikmüll unbeteiligt auf den Boden. Wiederum andere Touristen bieten jedoch ihre Hilfe an, machen so von anderen Personen möglichst perfekte Fotos und sammeln den Müll von Fremden auf. Was mich meiner Meinung nach von einem Touristen unterschied? Ich schätze, viele Touristen sind auf der Suche nach einem bestimmten Ort. Ich hingegen war auf der Suche nach einer philosophischen Reisefloskel: Ich war auf der Suche nach dem Weg.

Als ich den richtigen Weg gefunden hatte und wieder am Fuße der Felsformationen ankam, neigte sich der Tag allmählich seinem Ende zu. Die Zeltplatzsuche bei Tageslicht stellte sich im Vergleich zu der des Vorabends als wesentlich angenehmer heraus. Normalerweise suchte ich nach bequemen und geschützten Orten, um mir so einen bestmöglichen Schlafkomfort zu ermöglichen. Gelegentlich diente aber auch die pure Ästhetik als primäres Entscheidungskriterium. Ich schlug mein Zelt auf einem der Felsen auf, legte mir mein Abendessen zurecht und sah dabei zu, wie Meteora langsam aber stetig in der Dunkelheit versank. Es dauerte nicht lange, bis sich die ersten Himmelskörper zeigten und somit die perfekte Zeit für Sternliebhaber wie mich einläuteten. Ich fand den umgedrehten Schubkarren und wenig später auch Kassiopeia. Die einzigen Lichtquellen neben dem hellstrahlenden Mond waren die lodernden Flammen eines kleinen Lagerfeuers, um das sich ein paar Jugendliche in der Nähe meines Zeltens versammelt hatten. Bevor ich erschöpft den Weg in meinen Schlafsack fand, begrüßte ich die Gemeinschaft und teilte meine Zigaretten mit den sicherlich Volljährigen. Während ich weiter ihren griechischen Worten lauschte und den Schatten der Flammen dabei zusah, wie sie an meiner

Zeltwand tanzten, wurde mir eine Sache bewusst: Ich war bereits seit drei Monaten unterwegs und an diesem Abend fühlte ich mich zum ersten Mal alleine. Ich fühlte mich einsam.

Ich weiß nicht genau, warum es ausgerechnet dieser Moment war. Vielleicht war der Grund dafür schlicht die Zeit, die seit meinem Abschied in Deutschland ins Land gezogen war. Vielleicht waren es die überdurchschnittlich langen Wartezeiten an Griechenlands Straßen. Vielleicht war es Alice, die mir Tage zuvor schweren Herzens mitteilte, dass sich unser Traum von einem Wiedersehen in Indien nicht verwirklichen ließe. Vielleicht hatte ich aber auch ganz einfach einen schlechten Tag. Als jemand, der wie viele andere mit einem sehr romantisierten und eindimensionalen Bild des Reisens aufgewachsen war und es als Synonym von Urlaub gebrauchte, musste ich im Laufe meiner Reise lernen, schlechte Tage zu akzeptieren. Ich musste lernen, dass das Reisen nicht nur malerische Strände, exotische Tiere und das Abklatschen mit Kinderhänden bedeutete. Es bedeutete auch, Ängste zu haben, Schmerz zu ertragen und Einsamkeit zu empfinden. „Wie kann es dir bitte schlecht gehen? Immerhin siehst du die tollsten Ecken unserer Welt, während ich fast jeden Tag arbeiten muss“, wurde ich im Laufe meiner Reise gelegentlich gefragt. Würde das bedeuten, dass es Menschen, die gerade nicht reisen, nie schlecht gehen sollte, da sie ein geordnetes Leben führen, während ich wartend an der Straße stehe? Weil sie vielleicht an jedem Wochentag ihre Kinder mit einer festen Umarmung zur Schule verabschieden können? Weil sie jeden Morgen neben ihrem Partner aufwachen? Weil sie ein warmes Zuhause haben oder sich jederzeit mit langjährigen Freunden auf einen Kaffee treffen können? Warum wird das Reisen so oft als Synonym für Urlaub genutzt, ohne zu erkennen, dass es auch „verzichten“ bedeutet? Das Leben eines Reisenden ist letztendlich wie jedes andere auch. Es ist ein Leben und hat dementsprechend sowohl gute als auch schlechte Tage. Ich lernte, schlechte Tage nicht nur zu akzeptieren, sondern vor allem auch, sie zuzulassen.



Ich dachte an all die Momente der vergangenen zwei Jahre. Sie hatten diese Reise zu dem gemacht, was sie war. Ich dachte an all die Geschichten, die es verdient hatten, erzählt zu werden und an wiederum andere, die ich vielleicht, wie meine Massagegeschichte, nie erzählen werde. Ich dachte an die Momente des Glücks, die zwar oft vergänglich waren, deren Erinnerungen jedoch für immer bestehen bleiben werden. Und mit jeder Erinnerung sah ich vor meinem geistigen Auge die jeweiligen Bilder vorbeiziehen. Wie Wolken, die hinter einem Häuserblock auftauchen, um kurze Zeit später hinter einem anderen wieder zu verschwinden. Wie die Hochglanzseite eines Buches, auf der sich das warme Licht der Zimmerlampen spiegelt und so die Illusion von Sternen erschafft, um kurz darauf mit einer Umschlagbewegung in der Dunkelheit zu verschwinden.







79



80



81



82



83

79| Ich dachte daran, wie ich dort auf der höchsten Sanddüne stand.

80| Und an das rote Wasser in der Nähe der namibischen Hafenstadt Lüderitz.

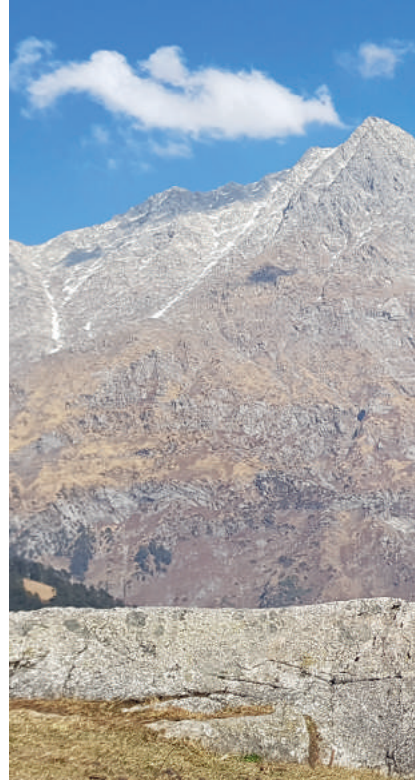
81| Ich dachte an die endlosen Weiten in Tansania.

82| Und an die Zebras, die ich dort beobachtete.

83| Und an die Viktoriafälle in Sambia.



88a



88b

88 | Ich dachte an die Architektur in Usbekistan.

89 | Und an die Schönheit Indiens. Ich dachte an die Gebirgsregion im Norden.

90 | Und an einen See in der Nähe von Udaipur.





nicht nur kräftige Umarmungen, sondern auch eine Rückkehr in die Realität darstellte. Es bedeutete, eine Entscheidung treffen zu müssen. Ich hätte entscheiden müssen, in welche Richtung ich mein Leben lenken würde. Als Beifahrer hatte ich jedoch Gefallen daran gefunden, andere für mich lenken zu lassen. Und wenn ich ganz ehrlich zu mir war, machte mir der Gedanke einer bevorstehenden Entscheidung Angst. Ich war noch nicht bereit zum Heimkehren, noch nicht bereit dafür, eine Entscheidung zu treffen. Ich war noch nicht müde genug.

Am nächsten Morgen wanderte ich zurück an die Straße und trampelte in die Richtung, aus der ich gekommen war. Meine neuen Pläne sahen es vor, meinen Mongoleiaufenthalt nach hinten zu verschieben und stattdessen Zentralasien zu erkunden. Als eine meiner letzten russischen Mitfahrgelegenheiten stieg ich zu Farid ins Auto. Der 50-jährige, kahlrasierte Mann stellte in Bezug auf die in Russland vorherrschende Sprachproblematik keine Ausnahme dar. Er versuchte, diesem Umstand durch ein Telefonat mit seinem Sohn abzuhelfen. „Mein Vater will dich einladen. Er hat ein Haus in der Nähe und will etwas mit dir unternehmen. Einer seiner Angestellten wird dich dann morgen wieder an der Straße absetzen“, erklärte Farids Sohn mir am Telefon. Obwohl ich seine Informationen als sehr vage bezeichnet hätte, nahm ich die Einladung an. Wie hätte ich bei meinen bisherigen Erfahrungen jemals eine Einladung ablehnen können?

Gemeinsam mit einem von Farids Freunden fuhren wir zu einem abgelegenen Flussufer, zogen Gummistiefel an und versuchten, uns ein Abendessen zu fischen. Obwohl unsere Versuche kläglich scheiterten, konnten wir – dank Farids vorbildlicher Vorbereitung – im Sonnenuntergang an seinem Kofferraum gemeinsam zu Abend essen. Er hatte anscheinend wenig Vertrauen in unsere Angelkünste gehabt und vorsorglich Essen gekauft. Obwohl wir keine gemeinsame Sprache sprachen, hatten wir viel Spaß. Farids Freund kannte zwar ein paar deutsche Wörter – um genau zu sein, kannte er nur *ein* Paar: Polizei und Schwein – aber wir konnten nicht wirklich miteinander kommunizieren. Wie man es erwarten würde, konnte ich mittlerweile mit Händen und Füßen recht gut grundlegende Bedürfnisse ausdrücken. Die Spieleabende mit meinen

Freunden, bei denen wir *Scharade* spielten und dabei Wörter wie „Sonnenblumenöl“ oder „Intimpiercing“ mit Pantomime erklärten, hatten mich bestens vorbereitet. Ich konnte Hunger, Durst, Müdigkeit und Harndrang ausdrücken. Außerdem wusste ich, wie man sowohl Grenzen aufzeigt, als auch verdeutlicht, dass man zu ihnen trampen will. Aber es war anstrengend. Und leider hatten derartige Unterhaltungen nie die Tiefe eines normalen Gespräches. Und dieser Umstand frustrierte mich. Ich hätte zu gerne gewusst, warum mich ein LKW-Fahrer 2.000 Kilometer neben sich sitzen ließ oder warum Farid mich zum Angeln eingeladen hatte. Ich hätte zu gerne mehr über das Leben dieser und vieler anderer Personen, die mir geholfen haben, erfahren. Aber ich konnte es nicht und mir blieb nichts anderes übrig, als mich damit abzufinden.

Während ich dafür sorgte, dass unser Lagerfeuer nicht frühzeitig erlosch, hielt mir Farid sein Handy vor das Gesicht und zeigte mir eine Google-Übersetzung, mit der er seine weiteren Abendpläne mit mir teilen wollte: „Ich bringe dich gleich zu einem Haus, in dem sich eine schöne Frau gut um dich kümmern wird. Morgen früh um neun komme ich dich wieder abholen.“ Ich versuchte gar nicht erst, den Inhalt dieser Nachricht mit weiteren Handyübersetzungen zu hinterfragen, sondern nickte zustimmend. Früher hätte an dieser Stelle wohl einer meiner Tagträume begonnen, der ein Freudenhaus mit nackten, rot beleuchteten Statuen, eine attraktive Frau und ein geheimes Kellersystem beinhaltet hätte. In diesem Keller hätten Menschen vermutlich ihre Organe geraubt bekommen und wiederum andere hätten diese an russische Gangster verkauft. Mittlerweile existierten diese Tagträume wesentlich seltener, als zu Beginn meiner Reise. Ich hatte mich damit abgefunden, dass die Realität meinen Fantasieszenarien oft in nichts nachstand und sie somit überflüssig machten.

Als wir vor dem Haus meiner arrangierten Übernachtungsmöglichkeit anhielten, verließ ich Farids Auto und schmunzelte beim Anblick des Gebäudes, während mir insgeheim das Herz in die Hose rutschte. Der Garten, der mich vom Eingang des Hauses trennte, war mit unzähligen, pink leuchtenden Lichterketten geschmückt. Am Rande des mit Steinen gefüllten Eingangsweges

standen mehrere nackte Statuen, die wiederum mit roten Lampen bestrahlt wurden. Hatte Farid mich tatsächlich zu einem Freudenhaus gebracht? Ich konnte ihn nicht fragen, verabschiedete mich stattdessen und betrat das Haus durch eine riesige Holztür.



EPILOG

Wir befinden uns alle auf einer Reise. Wir reisen an jedem Tag unseres Lebens gemeinsam durch die Zeit. Diese Reise wird uns oft in vermeintliche Einbahnstraßen führen und uns das Gefühl geben, eingesperrt zu sein. Solange, bis ein Bengtacke mit zweistündiger Verspätung schließlich doch noch auftaucht und die Schlösser der Gitterstäbe öffnet. Sie wird uns an Grenzen führen, die ich manchmal durch mein Fußballwissen, manchmal mit Flugzeugen, aber meistens mit Hilfe von zukunftsweisenden Begegnungen überwinden konnte. Wir werden auf unserer Reise Menschen zurücklassen, manchmal leider auch verlieren, und kein Reiseführer dieser Welt wird uns hierauf vorbereiten können. Wir werden uns aber auch mit unzähligen, fantastischen Momenten belohnen, von denen wir vielen oft zu wenig Beachtung schenken werden, da wir unsere Reiseroutinen bereits so tief verinnerlicht haben. Wir befinden uns auf einer Reise, auf der immer wieder neue Autos halten und sich immer wieder neue Türen öffnen werden. Und es gibt eine entscheidende Frage, die sich jeder von uns stellen sollte: Würde ich einsteigen?

Vielleicht ist das Trampen selbst eine Anekdote über das Leben. Eine Anekdote darüber, wie wichtig es ist, zu vertrauen und unbekannte Wege zu gehen. Wie wichtig es ist, seine Route anzupassen und darin kein Scheitern zu sehen. Wie wichtig es ist, sich gelegentlich von anderen Menschen und seinen eigenen Gefühlen lenken zu lassen. Eine Anekdote darüber, dass wir, egal wie sehr wir es versuchen und wie sehr wir uns bemühen, letztendlich nie genau wissen, wo wir am Ende des Tages stehen werden. Und eine Anekdote darüber, dass genau das vollkommen in Ordnung ist.

Gute Reise.

„Niemand weiß, wo wir am Ende des Tages stehen werden.“

Steig ein und begleite mich auf eine Reise per Anhalter, die mich durch insgesamt 42 Länder geführt hat. Eine Fahrt voller Abenteuer, unbekannter Straßen, emotionaler Begegnungen und unbegreiflicher Zufälle. Geschichten über das Scheitern, die Liebe, über inspirierende Bekanntschaften und Einsichten, zu denen ich durch meine Reise kam.

Ich erzähle Geschichten über die Menschlichkeit.

*53.000 Kilometer. 432 Mitfahrgelegenheiten
und 135 Einladungen zum Übernachten*

Basierend auf der Live Show
„Anekdoten eines Beifahrers“, mit
der Daniel bisher bereits tausende
Menschen erreichen konnte.



20,00 € (D)

ISBN: 978-3-947984-09-1

